

Zeitschrift: Schweizerische Lehrerinnenzeitung
Herausgeber: Schweizerischer Lehrerinnenverein
Band: 14 (1909-1910)
Heft: 12

Artikel: Eine dumme Geschichte
Autor: Ebner-Eschenbach, Marie von
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-310737>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 12.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Eine dumme Geschichte.*

Von M. v. Ebner-Eschenbach.

I.

Vor langer Zeit lebte in einem deutschen Gau ein gewaltiger Ritter. Er hatte eine herrliche Burg, er hatte kühne und wehrhafte Knechte; er besass weite Ländereien, die er alle selbst erobert, und grosse Reichtümer, die er alle selbst zusammengeraubt. Er hatte auch eine schöne und tugendsame Frau. Sie hieß Dina, die Erhabene, hätte aber eigentlich die Demütige heißen sollen. Still und freundlich waltete sie tagsüber am Herd und am Webstuhl, und wenn der Abend einbrach, stieg sie zum Söller empor und lugte aus nach ihrem reisigen Herrn.

Sobald sie ihn erblickte, liess sie ihr goldgesticktes Taschenfähnlein wehen und eilte ihm entgegen in den Burghof. Dann geleiteten sie und ihr Page den Ritter in sein Gemach, wo er sich auf das mit einem Bärenfell bedeckte Lager warf, seinem holden Weibe die Beine entgegenstreckte und sprach: „Stiefel!“

Und sie nahte in liebevoller Dienstbeflissenheit und zog ihrem Gemahl die, je nach der Jahreszeit, mit Staub, Strassenkot oder Schnee bedeckten Stiefel aus.

Müssig (bis auf einiges Zähnekirschen) stand der Page, ein Jüngling voll zarter Empfindung, daneben und dachte: des sollte sie sich doch nicht unterwinden, trotz aller Weibesgüte und Tugend, des doch nicht! Und mehrmals, hingerissen von seinen Gefühlen, wagte er's und erhob seine Stimme zu wohlgesetzter Rede:

„Überlass mir, o Herrin, hochgemute, des Stiefelausziehens unrühmlich Bemühen.“

Aber sein Flehen verhallte unbeachtet, und was er darüber empfand, war ein tiefer Gram. Seine Heiterkeit verschwand; er wandelte dahin, wie er nie geahnt hatte, dass man wandeln könne — in Gedanken.

Und sein Sinnen war kein totes, war vielmehr mit reichen Keimen belebt, die nach Entfaltung rangen, wuchsen und endlich aus ihrem Schattenreiche hinaus in die wirkliche Welt gelangten, als die gereifte Frucht eines erfinderrischen Geistes, als ein Werk!

Man hatte ihn gesehen, kleine Klötze zerhauen und in den sogenannten Pagenturm hinauftragen, und hatte ihn die Nächte hindurch bis zum frühen Morgen sägen, hobeln, raspeln gehört. Sein Tun blieb ein geheimnisvolles; er verweigerte jegliche Auskunft darüber, wurde sehr mager, und aus seinen Augen leuchtete jene Seligkeit, die durch das Bewusstsein eines von Erfolg gekrönten Strebens hervorgerufen wird.

Ein schöner Sommertag ging zur Rüste. Schon brach der Abend herein, als Hörnerklang ertönte; der Herr an der Spitze seiner Männer kehrte heim. Er hatte sich erkältet, war ganz heiser und sprach, vom Pferde springend, zu der ihm Willkommen bietenden Gattin:

„Würzwein!“

Sie eilte, das Verlangte zu bereiten; er, von den Pagen allein gefolgt, ging auf sein Zimmer. Als er sich dem Lager näherte, fiel ihm ein seltsames

* Mit gefl. Erlaubnis des Verlags Paetil-Berlin abgedruckt aus den Sämtlichen Werken von M. v. E.

Ding auf, das davor stand. Wie eine kleine Bucht zwischen vorgestreckten Landzungen war es gestaltet und ruhte schräg, aber fest auf kurzen Füßen.

„Wer hat mir das gebracht, was ist das?“ fragte er.

„Ich habe es gebracht und gemacht“, erwiderte der Page, und seine Wangen erglühten in freudigem Schöpferstolz: „O Herr, es ist ein Stiefelknecht.“

Er unterwies den Ritter im Gebrauche des neuen Hausgerätes, und der Ritter freute sich sehr darüber und zog zum puren Vergnügen die Stiefel gleich zweimal nacheinander aus und an.

Er war eben im Begriff, die Vortrefflichkeit der Erfindung zum dritten Male zu erproben, als seine Hausfrau eintrat, den Würzwein in goldenem Becher auf silberner Platte tragend. Beinahe wäre ihr beides entsunken.

„Was tut mein Herr?“ fragte sie, und ihre schönen Augen füllten sich mit Tränen. „Sind meine Dienste meinem Herrn entbehrlich geworden? Vermag ein Stück Holz mich bei meinem Herrn zu ersetzen?“

Der Ritter entgegnete: „Nicht alleweil, nur in dem einen Fall.“

Aber dieser Trost tröstete sie keineswegs. „Wer hat die frevelige Erfindung ausgeheckt, die mich in irgend einem Falle meinem Herrn entbehrlich macht?“ forschte sie mit Bangen.

„Der treueste Diener dein, — ich!“ stammelte der Page und warf sich ihr zu Füßen. Er bat um Gnade und Verzeihung und beteuerte die Lauterkeit seiner Absicht. Habe sie ihren Zweck verfehlt, so trage daran einzig und allein der Begriff schuld, den er von Frauenwürde hege.

Half alles nichts. Die Herrin blieb dabei, er habe sie um die Ausübung eines ihr werten Rechtes betrügen wollen, und befahl ihm, das Werkzeug, welches arglistig dazu hatte dienen sollen, ins Feuer zu werfen.

Dieser Befehl war von einem Blick begleitet, der dem armen Jüngling das Herz zerschnitt und ihm verkündete, dass er die Huld seiner Herrin unwiederbringlich verloren hatte. Der bittere Schmerz, von dem nur die grausam Verkannten wissen, ergriff ihn, zugleich aber auch eine mächtige Liebe für sein Werk. Er trug es empor in seine Turmkammer, schrieb dem guten Stiefelknecht eine genaue Gebrauchsanweisung auf den Rücken und verbarg ihn in einer Vertiefung der Mauer, die er mit Steinen verlegte. Dann weihte er ihn tiefbewegt dem Verständnis kommender Geschlechter und entfloß beim ersten Morgen grauen.

Nie wieder hat man von ihm gehört; er ist vergessen und verschollen, ein Märtyrer seiner Erfindung.

II.

Hundert Jahre später hauste der Urenkel des gewaltigen Ritters auf der Burg. Er war ein friedfertiger Herr, der sich der Gelehrsamkeit befloss, und besass eine kleine lebhafte Frau und zwei schöne Kinder. Die spielten dereinst Verstecken im halb verfallenen Pagenturm, fanden dort im Schutte den Stiefelknecht und brachten ihn ihrer Mutter.

Die kleine Frau wunderte sich über das seltsame Ding, und da sie vor lauter Neugier lesen gelernt hatte, machte sie sich gleich daran, die Schriftzüge, mit denen es bedeckt war, zu entziffern. Dabei wurde ihr Gesicht immer freundlicher; plötzlich lachte sie laut auf, und ihre Kinder lachten mit. Sie

hüpfe und tanzte mit dem Stiefelknecht im Zimmer herum, und die Kinder tanzten und sprangen wie Böcklein und jubelten über den Jubel ihrer Mutter.

Der Freudentaumel hatte seinen höchsten Grad erreicht, da kam der Herr Vater von seiner Gesundheitspromenade, die er täglich zu unternehmen pflegte, nach Hause. Er steckte den Kopf zur Türe herein und sagte:

„Unziemlich ist es zu jubeln und zu tanzen am Wochentage. Weichet hinweg zur Schulstube, ihr Kinder, und du, Thusnelda, Geliebte, zieh mir die Stiefel aus.“

„Schwerlich, schwerlich“, sprach die kleine Frau und machte dazu einen komplizierten mittelalterlichen Knix, „für die Stiefel meines Herrn hat sich ein Knecht gefunden, die Magd kündigt den Dienst“, und sie stellte den Stiefelknecht dem Gatten vor die Füsse.

„Thuschen, wonnevoller“, war alles, was er im ersten Augenblicke hervorbrachte.

Er musste sich auf einen Sessel niederlassen, denn ihm schwindelte.

Vor seinem ahnungslosen Geiste stieg ein neues Kapitel der damals noch völlig unbekannten Kulturgeschichte auf. Er sah alle Frauen dem Beispiel der seinen folgen, und alle Männer darauf angewiesen, sich ihrer Stiefel von einem fühllosen Instrumente entledigen zu lassen, statt von liebender Hand.

„Mein armer Spross“, sprach er nach einer langen Pause und legte die Rechte auf seines siebenjährigen Söhnleins Haupt. „Die gefügige Magd kündigt den Dienst. Hast du's gehört und wird dir schlimm wie mir? Unfroher Zukunft reift mein Spross entgegen; verschoben zwischen Mann und Frau ist das Verhältnis.“

„Nur ein wenig zurechtgerückt“, versetzte Thusnelda und streichelte ihres Töchterchens Locken.

„Mich jammert deines Irrwahns“, klagte der Gatte; „hinweggetilgt mit der minniglichen Frauen Demut wird des Hauses Eintracht sein.“

„Ja, ja“, erwiderte sie, „die Eintracht zwischen Unterwürfigkeit und Gewalthaberei wird wohl hinweggetilgt sein.“

Er sah sie mit grossen, runden, bestürzten Augen an.

„Sollen wir hinkünftig auch die Kindlein in die Welt setzen und ihrer warten?“ fragte er.

Die Frau schlug die Hände zusammen. „Gott steh' mir bei! Von den Lippen meines Hochgelahrten entfleucht Unsinn.“

Und er wurde böse und sprach: „Wer hat dir solche Rede zu mir erlaubet? Meine Zorneswut weckst du. Törichte Weiber! Preis zu erjagen gedenket ihr, und werdet sinken im Preise und sitzen bleiben alle! Kein männlicher Mann wird werben um ein Gespons, das sein nicht magdlich pflegen will. Unweise und untergeordnet in allen Stücken dem Manne seid ihr Weiber. Was an euch ehren soll er, wenn nicht die Ehre, so ihr ihm bietet; was lieben an euch, wenn nicht die Liebe, so ihr zu ihm trarget? . . .“

Er wollte noch weiter sprechen, aber Thusnelda unterbrach ihn durch ein lautes Gelächter. „Schön Dank für dieses Geständnis, o du mein trauter, aufrichtiger Geselle!“ sagte sie und schläng die Arme um seinen Hals.

Die Ehegatten umarmten einander, während ihre Kinder sich in der entgegengesetzten Ecke des Gemaches prügeln, weil das Bübchen gesagt hatte, es werde nie eine Frau nehmen, die sich weigere, ihm die Stiefel auszuziehen, und das Schwesternchen ihm dafür eine Ohrfeige versetzt hatte.

„Lasst ab vom Kampfe, ihr Kinder“, befahl der Vater. „Vernunft ange-
nommen hat die reine Süsse, eure Mutter.“

„O weh!“ jammerte sie, ihr hübsches Köpfchen zur Achsel neigend. „Wie
tut das Herz mir weh, dass ich eine Frau nur bin, und demnach unweise, dem-
nach unfähig, Vernunft anzunehmen. So hat mein gelahrter Herr gesagt und
seinem Worte darf ich nicht zuwiderhandeln.“

„Nicht zuwiderhandeln“, murmelte der Gatte und versank in tiefes Sinnen.
„O liebe Frau, die Folgen sind unabsehbar“, sprach er endlich, seufzte und —
bediente sich des Stiefelknechts.

Aphorismen.

Von *M. v. Ebner-Eschenbach.*

Wer sich an seine eigene Kindheit nicht mehr deutlich erinnert, ist
ein schlechter Erzieher.

* * *

Die Menschen, denen wir eine Stütze sind, die geben uns den Halt im
Leben.

* * *

Für Anspruchsvolle plagt man sich, aber die Anspruchslosen liebt man.

* * *

Das Recht des Stärkeren ist das stärkste Unrecht.

* * *

Rücksichtslosigkeiten, die edle Menschen erfahren haben, verwandeln sich
in Rücksichten, die sie erweisen.

* * *

Der ans Ziel getragen wurde, darf nicht glauben, es erreicht zu haben.

* * *

Die Palme beugt sich, aber nicht der Pfahl.

* * *

Unsere Fehler bleiben uns immer treu, unsere guten Eigenschaften machen
alle Augenblicke kleine Seitensprünge.

* * *

In der Jugend meinen wir, das Geringste, das die Menschen uns gewähren
können, sei Gerechtigkeit. Im Alter erfahren wir, dass es das Höchste ist.

* * *

Frieden kannst du nur haben, wenn du ihn gibst.

* * *

Die einzigen von der Welt unbestrittenen Ehren, die einer Frau zuteil
werden können, sind die, die sie im Reflex der Ehren ihres Mannes geniesst.

* * *